

Hans Maier

**Philosophieren – kann man das lernen? Rede bei der Verleihung des
Ersten Mindelheimer Philosophiepreises am 20. Mai 2009**

Zunächst muss man dem Maristenkolleg und der Stadt Mindelheim gratulieren. In Zeiten der Krise stiften sie einen Philosophiepreis. Einen Philosophiepreis zudem, der sich an junge Menschen wendet, der philosophische Literatur für Kinder und Jugendliche auszeichnen will und über dessen Vergabe auch Jugendliche selbst entscheiden. Primum vivere deinde philosophari heißt ein römisches Sprichwort – zuerst leben, dann philosophieren. Mindelheim macht aus diesem Nacheinander eine Gleichzeitigkeit, ein Sowohl-als-Auch. Wir alle wollen ja gewiss leben und auch gut leben. Aber darüber nachzudenken, wie ein gutes Leben aussieht – war das nicht schon immer auch eine Sache der Philosophie?

I

Das Thema meiner Rede bei der Verleihung des Ersten Mindelheimer Philosophiepreises heißt: „Philosophieren – kann man das lernen?“ Viele werden auf diese Frage gleich antworten: Nein, das kann man nicht. Philosophie lässt sich nicht lernen. Man muss als Philosoph geboren sein. Aber Philosophen gibt es nur wenige, sie wachsen nicht auf den Bäumen. Die

Großen, die sich in der Geschichte der Philosophie verewigt haben, sind eine schmale Aristokratie des Geistes, ein kleiner exklusiver Kreis. Und sie haben Philosophie nicht erst gelernt. Sie kannten und beherrschten sie von Natur aus. Sie waren eben geborene Philosophen.

Andere werden widersprechen und sagen: Nein, Philosophie, das hat man nicht einfach von Natur, das muss und kann man lernen. Gibt es nicht unzählige Menschen, die sich Gedanken machen, die nach-denken (welch ein schönes, aufschlussreiches Wort!), Menschen, die neugierig sind und etwas wissen wollen? Philosophieren lernt man nach Kant „durch Übung und selbsteigenen Gebrauch der Vernunft“. Man muss nur unverdrossen fragen, nach allen Richtungen hin – und man muss die Fähigkeit besitzen, auch das scheinbar Selbstverständliche „in Frage zu stellen“. Mit diesen beiden Eigenschaften ist man gut gerüstet, sich auf den Weg der Philosophie zu machen. Nachdenken, Fragen stellen, nichts einfach auf sich beruhen lassen, Widersprüche aufdecken, auf Klärung beharren – dazu bedarf es keiner fachlichen Schulung, das schafft man leicht mit ein bißchen Mut, Intelligenz und Beharrlichkeit. So wie fast jeder von uns einen anschaulichen Bericht über Selbsterlebtes schreiben kann, ohne ein Dichter zu sein, so wie man singen und pfeifen und auf dem Klavier wenigstens ein wenig klimpern kann, ohne Komposition studiert zu haben.

Der Alltag bietet uns viele Gelegenheiten, diese Fähigkeiten zu üben. So etwa wenn wir etwas nicht verstehen, was ein anderer sagt. Liegt es an uns oder an ihm? Konnten wir ihm nicht folgen, weil wir schwer von Begriff sind – oder hat er sich unklar ausgedrückt? Was für das Gespräch gilt, das gilt auch für einen Aufsatz, eine Abhandlung, ein Buch. „Da widerspricht er sich aber doch

selbst“ – diese Entdeckung machen wir täglich beim Hören, Sehen, Lesen. Logische Widersprüche aufzuspüren – das ist eine gute Schule fürs eigene Denken. Ein Musterbeispiel für solche Inkonsistenz sind die Plakate, die für Zigaretten werben – und ganz unten steht in winziger Schrift das Gegenteil von Werbung: „Rauchen kann tödlich sein“. Hier ist der Widerspruch gewollt, zumindest unvermeidlich, denn die beiden Auftraggeber stehen in Konkurrenz zueinander: auf der einen Seite die Zigarettenindustrie, auf der anderen Seite die Gesundheitsvorsorge der EU. Aber öfter sind die Widersprüche versteckt, und es braucht einige Anstrengung, um sie aufzudecken.

Ein hübscher Gedankensport ist es auch, Witze zu analysieren: Warum haben wir über einen Witz gelacht? Meist ist das einfach zu erklären: aus dem Zusammenstoß inkomparabler Dinge, aus Übertreibungs- und Repetitionskomik oder aus den bekannten Anklängen an Anrühiges und Zweideutiges. Aber es gibt, wie bei vielen Dingen, auch hier einen Bereich höherer Mathematik. So spielt der folgende Witz mit Doppelbedeutungen, die im selben Wort verborgen sein können, aber nur bei genauerer Betrachtung zutage treten. Zwei Herren kommen bei einer Bahnfahrt ins Gespräch. „Ihr Beruf?“ fragt der eine. „Zirkusartist“, sagt der andere. „Interessant. Und was machen Sie im Zirkus?“ „Ich zersäge Damen.“ „Sehr interessant. Und haben Sie Familie?“ „Ja, zwei Halbschwestern.“ Natürlich hat der Mann seine Schwestern nicht zersägt – er hat mit ihnen, als ihr Halbbruder, einfach nur einen einzigen Elternteil gemeinsam. Aber dass für einen kurzen unheimlichen Augenblick der Eindruck des Zersägens entsteht, weil das Wort „halb“ so etwas nahe legt – darüber lachen wir, und zwar erleichtert und befreit, weil das Lachen den Schrecken, der uns eine Sekunde lang befallen hat, wegnimmt.

Solche Übungen und Analysen können uns sicherer machen im Umgang mit Worten und Faktizitäten. Wir werden, wie es Hermann Lübbe formuliert hat, „verblüffungsfest“. Wir werden unabhängiger, freier. Denn eine wichtige Voraussetzung des Philosophierens hat Schopenhauer benannt: „Endlich auch muss, um eigentlich zu philosophieren, der Geist wahrhaft müßig sein: er muss keine Zwecke verfolgen und also nicht vom Willen gelenkt werden, sondern sich ungeteilt der Belehrung hingeben, welche die anschauliche Welt und das eigene Bewusstsein ihm erteilt“ (Über Philosophie und ihre Methode § 3). Das Zweckhafte in der Sprache, die allgegenwärtige Frage „Was bringt“s“, das „Etwas-Erreichenwollen“, das taktische Spiel mit Worten, das Rhetorische als Selbstzweck und Überredungsmittel – das alles muss zurückgenommen werden zugunsten des Bemühens um reine und genaue Erkenntnis.

Vieles kann man also philosophierend im Selbstversuch, im Alleinstudium bewältigen – nachdenkend, überlegend, erwägend und probierend, indem man Satz gegen Satz, Inhalt gegen Inhalt stellt. Solche Übung ist nicht zu verachten. Philosophie sollte ja nicht allein den Philosophieprofessoren gehören, den Fachleuten, die von Berufswegen Seminare halten und im Holz des Katheders bohren – sie gehört auch auf den Markt, ins Gespräch, in die Öffentlichkeit, die Politik. In den letzten Jahren hat das Wort Philosophie seine Bedeutung ausgeweitet, es wird heute für alles Mögliche verwendet – so lesen wir, dass die Staaten der EU bezüglich der aktuellen Krise unterschiedliche „Philosophien“ verfolgen, oder wir hören, dass Fiat eine andere „Unternehmensphilosophie“ hat als Opel, weshalb u.U. ein Einstieg nicht sinnvoll wäre; selbst in der Pädagogik ist von verschiedenen „Erziehungsphilosophien“ die Rede. Über diese plötzliche Konjunktur von „Philosophie“ rümpfen manche die Nase. Ich dagegen freue mich darüber, dass

das altehrwürdige Wort auf diese Weise in den Alltag dringt. Denn noch einmal: Philosophie ist nichts Esoterisches, nichts außerhalb der täglichen Erfahrungen, nicht außerhalb der verschiedenen Lebensalter. Sie bedeutet etwas für das Leben schlechthin. Pascal rühmte an den antiken Philosophen nicht ihre logischen Finessen, ihre Denkkunst, er sagte überraschend: das Beste an ihnen sei, dass sie die Menschen die Fähigkeit gelehrt hätten, „einfach und ruhig zu leben“.

II

Freilich: irgendwann kommt man bei seinen Streifzügen im weiten Gelände des Denkens an die Stelle, wo man das Bedürfnis nach einem genaueren, strikteren Vorgehen verspürt - und auch Hilfen dazu braucht. Vielleicht entschließt sich ja sogar der eine oder die andere eines Tages zu einem regelrechten Studium der Philosophie. Was muss man dabei beachten? Ich nenne drei Stichworte: Lesen lernen; mit Lesen aufhören; eine kritische Haltung entwickeln.

Lesen lernen – man muss in der Philosophie viel lesen, gründlich lesen, immer wieder lesen. Ohne Vertrautheit mit den klassischen Texten geht es kaum ab. Dieses umfängliche Erbe, diesen Thesaurus des Denkens muss man sich erst einmal zu eigen machen – am besten, indem man Wichtiges in seinem Gedächtnis speichert. Ein Philosophiestudent muss einen ausgeprägten Lektürehunger entwickeln, eine Lust, in Texten und Schriften zu wühlen und zu versinken. Er muss das Alte kennen, aber auch Neuerscheinungen zur Kenntnis nehmen, die philosophische Diskussion verfolgen. Es gibt an vielen

Schulen, Hochschulen, Bibliotheken reiche Vorräte für diesen Hunger. Und immer bin ich enttäuscht, wenn ich Lesesäle an heutigen Universitäten treffe, die nur halb voll sind.

Zweite Regel, die erste korrigierend und relativierend: man muss rechtzeitig aufhören zu lesen. Und zwar sollte man dann aufhören, wenn einem der Lektüreinhalte nicht mehr fassbar ist, wenn man den Eindruck hat: das kann ich mit meinen Mitteln, in meiner Sprache nicht mehr erfassen und nachvollziehen, mir nicht mehr einverleiben. Das geht schlicht über meinen Horizont. Dann sollte man etwas anderes tun: schreiben. Schreiben ist ein Gegengewicht zum Lesen – ein notwendiges Gegengewicht. Philosophiestudenten empfehle ich immer: sie sollten nicht *mehr* lesen, mindestens nicht im Übermaß mehr lesen, als sie schreibend bewältigen können. Hier ist das angelsächsische System übrigens dem kontinentalen nach meiner Meinung überlegen, denn dort schreibt man vom ersten Semester an, und wenn es nur ein paar wenige Seiten sind, vielleicht nur eine einzige Seite. Dort gilt: Keine Lektüre ohne ein „paper“. Keine philosophische Diskussion ohne ein Protokoll. Und das ist gut so. Denn Philosophie lesen ist zwar unendlich wichtig – aber noch wichtiger ist, dass man selbst philosophisch argumentieren, selbst philosophieren lernt. Genau das ist jener „selbsteigene Gebrauch der Vernunft“, von dem Kant spricht, den ich eingangs zitierte.

Dritte Regel: kritisch sein, kritisch bleiben. Damit scheint man zunächst einmal offene Türen einzulaufen – das Wort kritisch ist ja heute in aller Munde. Wer will sich schon den Ruf einhandeln, er sei unkritisch? Dennoch nehmen heute viele, allzuviele, philosophische Thesen unkritisch hin – nämlich ohne sich um ein tieferes Verständnis, um die nötigen Unterscheidungen zu bemühen

(krinein, das Grundwort für Kritik, heißt ja unterscheiden). Viele lassen sich ins Schlepptau nehmen von Sätzen, besonders wenn sie dunkel, orakelhaft, geheimnisvoll klingen. Und der orphische Ton ist in der heutigen Philosophie immer noch recht weit verbreitet. Er kann sich äußern als poetisches Raunen, als Gestus feierlicher Verkündung – aber auch als Kombinatorik fachwissenschaftlicher Spezialsprachen, mit denen die Leser eingeschüchtert werden. Gegenüber all diesen Formen eines philosophischen Jargons ist die schon erwähnte Verblüffungsfestigkeit wichtig. Manchmal hilft auch ein wenig fröhliche Respektlosigkeit. Immer aber sollte man den Versuch machen, etwas einfacher und treffender zu sagen, als es der Autor gesagt hat. (Denn wir wissen: Manchmal schläft auch Homer!). Wenn das trotz aller Bemühungen nicht geht, dann liegt die Vermutung nahe, dass die Schwierigkeiten in der Sache begründet sind; dann muss man nachgeben und zu verstehen suchen. Entscheidend ist, dass der Text kohärent ist und dass der Autor nicht nur einen Palisadenzaun gelehrter Worte um sich gezogen hat – mehr in der Absicht, sich abzusichern als sich verständlich zu machen.

III

Und damit bin ich bei der Frage, die Sie, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, sich gewiss schon lange stellen: Was lernt man, wenn man philosophieren lernt? Was heißt Philosophie lernen? Was ist das überhaupt, Philosophie?

Darüber gibt es eine reiche Literatur und eine Fülle von Definitionen. Ich werde nicht versuchen, sie durch eine weitere zu vermehren. Aber ich möchte

Ihre Aufmerksamkeit auf zwei Merkwürdigkeiten hinweisen, die Sie bei Ihren philosophischen Streifzügen wahrscheinlich schon entdeckt haben.

Die erste liegt im Namen Philosophie. Wenn Sie das Vorlesungsverzeichnis einer Universität durchsehen, dann begegnen Ihnen viele Wissenschaften. Fast alle haben eine Bezeichnung griechischen Ursprungs. Die meisten leiten sich von logos bzw logia ab, angefangen von der Theologie über die medizinischen Fächer (Pathologie, Immunologie, Chirurgie, Gynäkologie usw.) über die vielfältigen Philologien bis zur Biologie und Technologie. Die zweitstärkste Gruppe hat gleichfalls eine griechische Endung, diesmal eine adjektivische: die techne oder episteme physike, ökonomike, politike, paidagogike – daher kommen Physik, Ökonomik, Politik, Mathematik, Pädagogik usw. Nur *eine* Wissenschaft, die Philosophie, hat ihren Namen nicht vom Logos, sondern von der Sophia, der Weisheit: Philosophie, nicht Philologie, Liebe zur Weisheit, nicht Liebe zum Wort. Wie kühn und einzigartig, wie merkwürdig das ist, ermisst man daran, dass nicht einmal die Gottesgelehrsamkeit den Anspruch erhebt, Weisheit von Gott zu sein, sondern sich als *Theologie*, Wissenschaft von Gott, unter das Dach der gemeinsamen wissenschaftlichen Rationalität stellt. Die Theologen wären gewiss verwundert, vielleicht sogar verstimmt, wollte man sie in Theosophen umbenennen und in Theosophische Fakultäten eingliedern. Die Philosophen dagegen wollen Liebhaber der Weisheit, Weise sein, aber nicht einfach Wissenschaftler wie andere auch.

Die zweite Merkwürdigkeit: Es gibt keine Disziplin, in der die Vergangenheit so selbstverständlich gleichberechtigt mit der Gegenwart am akademischen Tisch sitzt, wie es in der Philosophie der Fall ist. Man stelle sich vor, die hippokratische oder galenische Medizin wäre auf gleicher Stufe mit der

modernen Medizin an Forschung und Lehre heutiger Universitäten beteiligt, die aristotelische Ökonomik auf gleicher Stufe mit den modernen Wirtschaftswissenschaften. Darüber wären wir doch sehr erstaunt, verblüfft, vielleicht sogar empört. In der Philosophie dagegen ist dieses Verfahren üblich, ja selbstverständlich. Platon wird nicht durch Spätere „überholt“ (wie Ptolemäus durch Kopernikus). Aristotelisches Denken ist auch in der Gegenwart präsent und wirksam. Auch das deutet auf eine Sonderstellung der Philosophie unter den akademischen Disziplinen hin – die Selbstüberholung, die Selbstverzehrung des Wissens (mithin das wissenschaftliche Gesetz des Fortschritts) scheint für sie nicht in gleicher Weise zu gelten wie für die anderen Wissenschaften.

Ich will diese beiden Beobachtungen hier nicht weiter analysieren oder vertiefen – ich hoffe aber, sie wecken Ihre Neugier und Ihr Interesse. Philosophie ist ein wunderlich Ding – auch im Kreis der Wissenschaften. Man kann darüber lange nachdenken und kommt mit seinen Gedanken nie zu Ende. Ist es eine Schwäche der Philosophie, dass jeder philosophische Denker, wie Kant gesagt hat, „auf den Trümmern eines andern sein eigenes Werk“ (baut)? Oder ist es vielmehr eine Stärke, weil mit einem philosophischen Beweis (anders als mit einem mathematischen) eine Sache nie als endgültig abgeschlossen gelten kann? Für den Mindelheimer Philosophiepreis jedenfalls ist es eine höchst erfreuliche Sache, dass er nie „zum letzten Mal“ verliehen wird. Man darf ihm also eine lange Konjunktur voraussagen. Heutige und künftige Sponsoren freilich könnten über diesen Umstand eher melancholisch werden und aufseufzen.

Zum Schluss will ich Ihnen das alles noch ein wenig verdeutlichen an einem Beispiel. Ich wähle – weil mir das vom eigenen Fach her nahe liegt – den philosophischen Diskurs über Recht und Staat. Die Wahl ist gleichzeitig eine Verbeugung vor dem Preisträger Stephen Law, dessen Name ja nachdrücklich an das Gesetz, das Recht erinnert.

Was ist Recht, was ist Staat? Ich setze den Begriff des Rechts an den Anfang, weil er älter und allgemeiner ist als der Begriff des Staates. Vom Staat als der zentralen politischen Ordnungsform sprechen wir erst in der Neuzeit: vorher sprach man eben von Politik – im älteren Deutsch von „handhabung fridens und rechts“. Vom Recht dagegen sprach man immer; Recht ist ein universeller Begriff, der in allen Kulturen seit den Anfängen auftaucht, seitdem wir mündliche oder schriftliche Überlieferungen kennen.

Auch hier steckt ein philosophisches Problem im Wort Recht. Das Wort meint zweierlei: formal den Rechtssatz, die Rechtsnorm – und inhaltlich das Rechte, das Richtige. Das Recht ist zugleich „das Rechte“ oder soll es wenigstens sein. Die Tatsache, dass durch das abgeblaßte Wort Recht immer noch die Bedeutung des Rechten hindurchschimmert, manchmal sogar emphatisch, etwa wenn wir sagen: diesem Mann, dieser Frau muss endlich Recht werden, das signalisiert einen Zusammenhang und zugleich eine Aporie. Recht soll das Rechte, das Gerechte sein – ist es aber, wie wir wissen, keineswegs in jedem Fall. Das empirische Recht mit seinen tausend Normen hat sich längst vom Rechten, vom Gerechten weit entfernt – es geht häufig ins Einzelne, Technische, Praktische, Funktionelle. Eben dadurch provoziert es freilich auch

immer wieder die Frage: Ist dieses Recht nun wirklich „recht“ – oder in der Sprache der Rechtsphilosophie gesprochen: ist es „richtiges Recht“?

Nun zu Staat und Politik. Ich sagte es schon: Staat ist ein relativ junges Wort: es assoziiert ein Gefüge, eine objektive Ordnung, ein Regelsystem. Früher war es anders (und ist zum Beispiel in den angelsächsischen Ländern bis heute so geblieben, weshalb diese Länder mit dem Wort Staat Schwierigkeiten haben): das Zentralwort der politischen Philosophie hieß nicht Staat, sondern Politik, und Politik wurde verstanden als Handeln in der Bürgergemeinde.

Das Wort Politik kommt von Polis, Stadt, taucht aber schon früher auf, in einer Zeit, in der es Poleis, Städte, noch kaum gab. Der älteste Beleg ist polizo bei Homer – und dort heißt das Wort nichts anderes als „Mauer bauen“. Wir stoßen hier auf einen Grundzug aller Politik und Staatenbildung: Politik ist ursprünglich gleichbedeutend mit Grenzziehung, Abgrenzung. Und damit entsteht ein doppeltes Problem. Hinter einer Grenze, in einem umgrenzten Raum kann sich etwas bilden, was wir Identität nennen; es kann sich bilden, weil es vom Druck all dessen, was draußen vor sich geht, entlastet ist, weil es seine Eigenheit ausprägen kann, weil die Abgeschlossenheit seine Selbstbehauptung stärkt. So kann sich nach innen ein Zusammenhang gleicher Überlieferungen, gleicher Gewohnheiten bilden, aufsteigend vom einzelnen zum Haus und zur Bürgergemeinde. Und dieser praktische Zusammenhang ist auch ein Zusammenhang der Wissenschaften. Handeln des einzelnen – damit befasst sich die Ethik. Handeln im Haus – davon handelt die Ökonomik. Handeln in der Bürgergemeinde – dafür ist die Politik zuständig. Und diese drei philosophischen Teildisziplinen bilden zusammen die praktische

Philosophie – das Gegenstück (und die Ergänzung!) der theoretischen Philosophie.

Jahrhundertlang ist in Europa Philosophie in doppelter Form gelehrt worden: als theoretische und als praktische Philosophie. Dem Organicus (nach dem Organon des Aristoteles), der sich mit der Natur und ihrer Erkenntnis beschäftigte, stand der Practicus oder Politicus gegenüber, der für Ethik, Ökonomik, Politik zuständig war. Erst nach Kant löste sich diese Zweiheit auf: Philosophie wurde nun eine überwiegend theoretische Angelegenheit, während die praktisch-philosophischen Disziplinen in das breite Delta der modernen Staatswissenschaften auseinanderrannen (öffentliches Recht, politische Ökonomie, politische Historie, politische Geographie usw).

Die Abschließung nach außen, die Homogenisierung nach innen – sie haben schon in der antiken Stadt zur Entstehung eines Binnenraums geführt, in dem eine politische und soziale Kultur günstige Entfaltungsbedingungen fand. In einer solchen befriedeten Gesellschaft konnte auf Gewalt so gut wie ganz verzichtet werden. Im Idealfall handelte jeder Bürger aus eigener Einsicht. Er musste zu zivilem, ordnungsgemäßem Verhalten nicht gezwungen werden. Er lenkte notfalls, wenn er mit dem Gesetz in Konflikt geriet, die Strafe freiwillig auf sich selbst. Sokrates, wegen Asebie, mangelnder Frömmigkeit, in Athen zum Tod verurteilt, musste nicht, wie in anderen, nicht gewaltfreien Staaten üblich, vom Henker hingerichtet werden. Er trank den Schierlingsbecher freiwillig selbst.

Doch gerade hier, beim Prozess des Sokrates, brechen die Probleme auf. Dass die Polis Sokrates – den gerechtesten aller Menschen – zum Tod verurteilt, das

ist für seinen Schüler Platon der Anstoß für ein lebenslanges, immer neu ansetzendes Nachdenken über Politik und Staat, über Macht und Gerechtigkeit. Dabei kommen viele Fragen ins Spiel, wie sie die Staatsphilosophie nun durch Jahrhunderte begleiten werden. Ist die Homogenität der Polis – ihr notwendiges Lebensgesetz also – nicht zugleich die Quelle ihrer wachsenden Entfernung von Recht und Gerechtigkeit? Gehen in dem Prozess des Gleichsinnig- und Gleichstimmigmachens nicht die Einzelnen mit ihrer Individualität unter? Wo liegt die Grenze zwischen der Handlungsfähigkeit des Ganzen und der Selbständigkeit der Person? Und wie steht es mit den Beziehungen der verschiedenen Poleis untereinander? Herrscht dort nicht, geradezu in Reinkultur, das Recht des Stärkeren und das Gesetz des Dschungels – in krassem Unterschied zu der rechtlich durchnormierten Ethik im Inneren (die solchermaßen aber zu einer bloß künstlichen Binnenethik wird)? Ist es nicht so, dass beides, der Homogenitätsdruck im Inneren und der Machtkalkül im Äußeren, die Frage nach der Wahrheit, also die zentrale Frage der Philosophie, politisch relativieren und funktionalisieren und schließlich verdrängen – so dass am Ende die Wahrheit zur je-eigenen Wahrheit der einzelnen Polis wird?

„Die Wahrheit ist eine andere diesseits und jenseits der Pyrenäen“ – mit diesem berühmten Satz hat Pascal sehr viel später, in der Zeit des europäischen Absolutismus, die gleiche Problematik umschrieben. Und in Jean Giraudoux' Drama „Der trojanische Krieg findet nicht statt“ (1935) flehen die Gefährten den Paris - der auf unbestreitbare Tatsachen hinweist, die den Krieg unvermeidlich machen - gemeinsam an: Schaffe eine Wahrheit, erfinde eine Wahrheit – eine Wahrheit, so ist zu ergänzen, die dem edlen Ziel dient, den

Frieden zu erhalten, auch wenn sie dafür als Preis die Perversion zur Lüge auf sich nehmen muss.

So versteht man, dass sich das Staatsdenken immer wieder vom empirischen Staat gelöst hat, um nach dem wahren, also dem gerechten, Staat zu fragen, sei es in Gestalt einer idealstaatlichen Konstruktion (wie zuerst bei Plato), sei es in einer theoretischen Projektion, wie in den utopischen und uchronischen Denkgebilden der Neuzeit seit Thomas Morus, bei denen im Unterschied zur platonischen Tradition die Frage der Realität und Realisierbarkeit offen bleibt. So wie der rechtsphilosophische Diskurs eröffnet wird mit der Unterscheidung zwischen dem von Natur Rechten und dem von Gesetzes wegen Rechten, so wird der staatsphilosophische Diskurs eröffnet mit der Frage, ob der empirische Staat tatsächlich der wahre Staat sei – ob also im Prozess des Sokrates die Polis recht hatte oder vielmehr Sokrates, der gerechteste aller Menschen.

V

Dies alles, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, lieber Preisträger, mag als Beispiel dienen für einen Zugang zum Philosophieren, einen Zugang zur Philosophie. Es gibt unzählige solcher Zugänge – über die Anthropologie, die Religions- und Geschichtsphilosophie, die Ästhetik, über die Fächer der theoretischen und der praktischen Philosophie, über die Lektüre von Texten und die Vertiefung in Persönlichkeiten der Philosophiegeschichte. Jeder sollte nach seinem eigenen Zugang suchen. Dann wird sich für ihn das weite Reich der Philosophie nach

nicht allzu langer Zeit zu einem sinnvollen Ganze ordnen – so hoffen wir wenigstens.

Und wenn wir auf diesem unserem Weg zur Philosophie gelegentlich von Leuchtfeuern begleitet werden wie heute vom erstmals verliehenen Mindelheimer Philosophiepreis – umso besser für die, welche die Weisheit lieben, die Philosophierenden und die Philosophen, und für uns alle!